

WELTGEIST IM WELTKINO (FEHLENDE) KOMMUNIKATION ALS THEMA OSCARNOMINierter FILME

VON ROLAND ZAG

Die alljährliche Verleihung der Oscars gilt als publicitygesättigte Auszeichnung der ‚besten‘ Filme des Jahres. Ob diese Auswahl später vor den Kriterien der Filmgeschichte Bestand haben, wird sich zeigen. Viel eher sind Rankings als Momentaufnahmen zu betrachten: Die nominierten Filme dürften diejenigen sein, die mit der kollektiven Befindlichkeit der (Medien)-Welt augenblicklich am wirkungsvollsten in Resonanz treten; wobei man aus deutscher Sicht hier noch „Das Lehrerzimmer“ und „Perfect Days“ mit hinzuziehen kann – Filme, die es über den Umweg „Bester fremdsprachiger Film“ ebenfalls nach Los Angeles geschafft haben. In der Summe bieten diese 12 Filme sehr wahrscheinlich ein Panorama der Hoffnungen, Ängste und Fantasien der Gegenwart und geben Auskunft über das, was die Welt gegenwärtig in Atem hält.

Nun könnte man sich diesen Umweg zunächst auch sparen. Denn es ist ohnehin klar, was uns beschäftigt: Die Konflikte in Nahost, in der Ukraine, Pandemien, Spaltungstendenzen, Flüchtlingsdramen, aggressive Übergriffe ... you name it. Überall Spannung, Hass, Gewalt. Überwölbt wird dieses Szenario durch das Horrorthema schlechthin: die Klimaerwärmung mit der drohenden Selbstzerstörung der Spezies Mensch. Dieser mögliche globale Suizid grundiert das Erleben der ganzen Welt und gibt die Hintergrundfolie für alles ab, was gegenwärtig gedacht, geschrieben, geträumt, aber eben auch filmisch produziert wird.

Wenn man sich nun fragt, ob es zwischen den oscar-nominierten Filmen und diesen konkreten aktuellen Themen direkte Verbindungen gibt, lautet die Antwort: Nein. Keiner nimmt unmittelbar Bezug auf eines der Probleme.

Doch betrachtet man die Voraussetzungen, die erfüllt werden müssten, um die Katastrophe abzuwenden, ergibt sich ein anderes Bild. Um nämlich dem möglichen Suizid auf allen Ebenen zu entkommen, wäre es überall auf der Welt nötig, zu KOMMUNIZIEREN, also Gemeinsamkeit herzustellen. Verzicht auf Krieg und Gewalt, Verringerung der Emissionen, Schonung von Ressourcen – all das fordert eigentlich einen globalen Konsens, ein Aufeinander Eingehen aller nationalen, religiösen und politischen Gruppen auf alle.

Es ist offensichtlich, dass dies nicht passiert. Ganz im Gegenteil. Die Bereitschaft zum Zuhören nimmt ab, überall - politisch, gesellschaftlich, individuell. Wir begegnen hier einer menschlichen Eigenart, die sich als fatal erweisen könnte, nämlich der Tendenz, im Anblick nötiger Entscheidung genau das Gegenteil zu tun. Auf der individuellen Ebene ist der Mechanismus nur zu vertraut. Wer seine Gewohnheiten zwingend ändern müsste, verweigert eben gerade dies: ‚...morgen hör ich auf...‘! Die Menschheit als Ganze verhält sich aber offenbar genauso: aufgerufen, zu kommunizieren, tut sie genau das nicht.

Und an diesem Punkt kommen wir wieder zu den oscar-nominierten Filmen. Denn die Gemeinsamkeit auffällig vieler dieser Werke liegt in der Schilderung dysfunktionaler Kommunikation. Abgesehen vom Film „Maestro“, einem eher konventionellen Biopic, in dem wenige Reflexe einer gegenwärtigen Befindlichkeit zu erkennen sind, leisten alle der hier

genannten Filme ihren Beitrag zu diesem großangelegten Panorama in Sachen Kommunikation und deren Verfehlen.

Mit „Killers of the Flower Moon“ sind wir schon mitten drin. Zwei große Kollektive stehen sich gegenüber: Hier die nativen indigenen Ureinwohner Amerikas, denen der Fund von Öl auf dem eigenen Land große Reichtümer beschert, dort die ‚Weißen‘, die kapitalistischen Gewinn wittern und dafür Gewalt und Verrat in Anwendung bringen. Als Gelenk zwischen beiden Welten fungiert eine Ehe. Sie beruht auf wahrer Liebe, zweifellos. Aber der Ehemann spricht nicht mit seiner Frau, weshalb Lüge und Verrat im Kern dieser Beziehung nicht größer und tödlicher sein könnten. Das vermeintlich erhabenste Humanum an sich – die Liebe – schützt die Hauptfigur nicht vor Habgier und Mord an den Angehörigen seiner Frau.

Krasse Misskommunikation ist auch in „Anatomie eines Falles“ der zentrale Erzählgegenstand. Nicht nur hat der quälend ausführliche Streit eines künstlerisch ambitionierten, aber unterschiedlich erfolgreichen Ehepaars schon jetzt fast Kultstatus erlangt – die Szene der Selbstzerfleischung zweier Autoren hat das Zeug, es mit Klassikern wie „Szenen einer Ehe“ oder „Wer hat Angst vor Virginia Woolf“ aufzunehmen. Doch Misskommunikation steht auch im Vordergrund, wenn in einem Gerichtssaal ein möglicher Mord verhandelt wird. Hier herrscht ein toxisches Maß an Nicht-Verständigung, Verdächtigungen, Mutmaßungen, Unversöhnlichkeiten. Indem in „Anatomie eines Falles“ kein abschließendes Urteil möglich ist – war es Mord? Selbstmord? Ein Unfall? – bleibt dieser Eindruck des Sich Verfehlens prominent hängen.

Über „Das Lehrerzimmer“ lässt sich Ähnliches sagen. Mitunter wurde gerätselt, warum gerade dieser karge Film, der auf vieles verzichtet, was eine Story ‚emotionaler‘ hätte werden lassen können, eine solche Weltkarriere hinlegen kann. Doch in der Konzentration auf die Schilderung von kollektiver Nicht-Kommunikation in einem geschlossenen System trifft „Das Lehrerzimmer“ offensichtlich einen Nerv. Ausgehend von einem möglichen Diebstahl überzieht sich hier eine Gruppe von Menschen mit Verdächtigungen, Vorwürfen, Halbwahrheiten, falschen Implikationen. Sie wären leicht aus der Welt zu schaffen, wenn sich eine der beteiligten Figuren sich mit dem Gegenüber vertrauensvoll und ergebnisoffen einlassen würde. Dies aber unterbleibt. Und so lässt sich irgendwann auch wieder nicht mehr klären, was denn nun die ‚Wahrheit‘ und wer der/die Täter/in war. Über den Austausch unversöhnlicher Standpunkte geht die Verständigung nicht hinaus. Jeder beharrt auf dem eigenen Standpunkt. Diesem aus den sozialen Medien bestens bekannten Grundgefühl verleiht „Das Lehrerzimmer“ Ausdruck – und die Öffentlichkeit nimmt diese Spiegelung offensichtlich dankbar auf.

„American Fiction“ treibt das Motiv der Fehlkommunikation auf das heute besonders virulente Feld des ‚Fakes‘. Ein erfolgloser schwarzer Schriftsteller erfindet sich neu, indem er unter falschem Namen literarisch platte Klischees über seine Community bedient, die ihm Erfolg, aber auch eine Lawine an Lügen und Hass auf sich selbst einbringt. Zurück bleibt das Bild, dass Weiße und Schwarze unmöglich aufeinander hören können, weil wahre Bedürfnisse von Klischees verdeckt bleiben.

In „The Zone of Interest“ wird die Misskommunikation noch auf eine höhere Ebene verschoben. Die Familie des Kommandanten eines KZs existiert weitgehend konfliktfrei in einem unbeeinträchtigten Idyll. Einzig die Konfrontation mit dem unsäglichen Massenmord,

der in unmittelbarer Nachbarschaft visuell und akustisch angedeutet wird, verleiht dem Film seine Spannung. Es wäre den Figuren sehr leicht möglich, über den Grenzzaun und damit in einen Abgrund zu schauen. Aber das unterbleibt. Im Mittelpunkt steht die spezifisch menschliche Fähigkeit, auf Millionen grausam abgeschlachteter Menschen keinen Gedanken zu verschwenden. Man kann aber dieses Verhalten ohne Weiteres auf die gegenwärtige westliche Welt übertragen. Auch im Mittelmeer sterben täglich viele Menschen, und wir ignorieren das. Insofern hält „The Zone of Interest“ nicht nur den Nazis, sondern auch uns allen einen Spiegel vor. Eine vergleichsweise sehr große Zahl von Zuschauer/innen dieses schwierigen Kunstfilms reagiert auf diese unterschwellige Selbstreflexion mit Interesse und diversen Auszeichnungen.

Man kann nun entlastender Weise auf die Filme deuten, die in der Reihe der oscarominierten Filme auch unterhaltsame Selbstbefreiungsmythen beschreiben. Ja, das kann man – muss aber konstatieren, dass diese eher konventionellen Heldenreisen Avataren vorbehalten sind, Kunstfiguren wie im Fall von „Barbie“ einer Puppe oder im Fall von „Poor Things“ einem Homunculus, der aus Parthogenese, also Selbstzeugung entstanden ist. Die teils bizarren, teils ironischen Schilderungen individueller Selbstbefreiung betreffen künstliche Wesen, aber normal menschlichen Filmhelden scheint dieser Weg zur Selbstbestimmung nicht (mehr?) zugestanden zu werden. Es drängt sich der Gedanke auf, dass die Kunstfiguren die besseren, weil vom vertrackten ‚human factor‘ unberührten Menschen sind. Sie können als Blaupausen für eine evolutionäre Weiterentwicklung gesehen werden, nach der sich die Menschheit sehnt, die sie sich selbst aber nicht zutraut.

Und dann sind da natürlich auch noch die zarten, intimen Stories, in denen tatsächlich Kommunikation gelingt: Filme wie „Holdovers“, „Past Lives“ oder „Perfect Days“. In der Tat. Hier erleben wir, dass Verständigung schwierig, aber möglich ist. In all diesen sensiblen Filmen geht es letztlich darum, auf Vorwürfe, Selbstrechtfertigungen, dem Beharren auf eigenen Standpunkten zugunsten des Gegenübers zu verzichten. Man muss aber sehen, dass es sich um rein private Beziehungsgeschichten handelt. Größere soziale oder politische Implikationen bleiben ausgespart. Dass Individuen sich durchaus zurücknehmen und verhärtete Standpunkte revidieren können, weiß man. Aber Kollektive?

Kommen wir nun zum eigentlichen Kernstück unserer Überlegungen, dem Oscargewinner 2024. Der Film demonstriert die kollektive Befindlichkeit der Gegenwart vielleicht am direktesten. „Oppenheimer“ überschreibt eine konventionelle Heldenreise – ein genialer Wissenschaftler erschafft mit einer Armada von Gleichgesinnten eine Wunderwaffe, die einen schrecklichen Krieg schlagartig beendet – mit der systemischen Auseinandersetzung darüber, was mit dieser Wunderwaffe zu geschehen hat.

Die Hauptfigur sieht sich durch ihr eigenes Werk mit der möglichen Selbstausslöschung der Menschheit konfrontiert, und dem Publikum des Films geht es natürlich nicht anders. „Oppenheimer“ ist die unmittelbare Reflexion auf die Situation, in der wir uns befinden. Angesichts der Atombombe (auf heute übertragen: der Klimakatastrophe) fordert die Hauptfigur eine kollektive, weltweite Verständigung auf die Frage, wie die Menschheit damit

verfahren soll. Voraussetzung wäre natürlich globale Kommunikation, ein sich Zuhören und Verzicht auf dem Beharren des eigenen Standpunkts. Genau dieser Wunsch aber wird der Hauptfigur von einem akribisch erzählten (von vielen Kritikern als ‚unvisuell‘ oder ‚zu kammerenspielartig‘ kritisierten) Tribunal verwehrt. Oppenheimers dringender Appell wird unterdrückt, er selbst als Unbequemer, weil fürs Gegenüber Offener aus dem System eliminiert. Übrig bleiben die üblichen fatal tödlichen Eigeninteressen, mit denen Kollektive in der Geschichte ihre Nachbarn schon immer überzogen haben und es auch heute mehr denn je tun.

Das ist nun haargenau die heutige Situation, nur historisch um 70 Jahre nach vorn versetzt. „Oppenheimer“ ist vielleicht der ‚beste‘ Film des Jahres 2024, weil er die Gegenwart mit der detailgetreuesten Spiegelung ihrer eigenen Situation konfrontiert.

Nimmt man nun alles zusammen, stellt sich die Gegenwart angesichts der hier besprochenen Filme selbst ein verheerendes Zeugnis aus. Man könnte aber auch sagen, dass sich durch alle Motive dieser Betrachtung die Sehnsucht nach Erlösung von der eigenen Verfasstheit zeigt. Der ‚human factor‘, das spezifisch Humane, auf das man jahrtausendlang stolz war, erweist sich heute als das Verderbliche. Die Voraussetzung für die Abwendung der Selbstauslöschung – nämlich kollektive Kommunikation aller mit allen - ist Stand jetzt offenbar nicht vorstellbar. Aber immerhin weisen Filme auf dieses Defizit in seltener Konsequenz hin. Auch wenn es der Kunst nicht möglich ist, zu zeigen, wie die Welt besser wäre, vermag sie doch immerhin auf das hinzuweisen, was fehlt. Und darin mag die Hoffnung liegen.

München, Mai 2024